

# Übersetzen

Oktober-Dezember 2000 • 34. Jahrgang • Nr. 4

---

Peter Klöss

## »übersetzen umsetzen«

Ein Videoprojekt zum Thema Übersetzen

Den Übersetzern als Kulturvermittlern war die Veranstaltung »Grenzgänger der Literatur« gewidmet, bei der am 14. Juli 2000 im Literarischen Colloquium Berlin sechs Kolleginnen und Kollegen Einblicke in das Übersetzen von den Rändern her boten (zwei der Vorträge sind in diesem Heft abgedruckt). Als weiterer Programmpunkt waren Videoarbeiten der Medienkunstklasse Maria Vedder zu sehen, die im Rahmen des Projektes »übersetzen – umsetzen« entstanden sind und mit denen die Grenze zwischen der Sprache der Übersetzer und der Sprache der Videokünstler überschritten werden sollte.

Am Beginn dieses Projektes stand eine Art Brainstorming. Maria Vedder, Videokünstlerin und Professorin für Medienkunst an der Hochschule der Künste Berlin (HdK), und ich fragten uns: Wie kann man Übersetzer in Szene setzen? Es entstand die Idee, Studierenden der Klasse Maria Vedder das »Übersetzen« als Thema zu stellen.

Mit Hilfe des Übersetzerverzeichnisses begann ich zu recherchieren, aus welchen Sprachen eigentlich übersetzt wird. Ich wählte dann mehr oder minder exotische Sprachen aus, schrieb die betreffenden Kollegen an und befragte sie nach Doppelbedeutungen bzw. Mehrdeutigkeiten des Wortfelds »übersetzen« in der jeweiligen Sprache. Zur Erläuterung: Im Deutschen kann man sich auch von einem Fährmann *übersetzen* lassen, und wenn es mit dem Fahrrad bergauf geht, wählt man eine andere *Übersetzung*; im Italienischen wiederum gibt es das Wortspiel *traduttore* (Übersetzer) und *traditore* (Verräter). Was also assoziieren andere Völker – aus welchem Grund auch immer – mit dem Wort *übersetzen*? Das Ergebnis der Umfrage, an der sich die Kollegen mit dankenswertem Eifer und Phantasie reichum beteiligten, war überwältigend vielfältig: Im Jiddischen z.B. heißt übersetzen *farтайtschn*, also »verdeutschten«, das finnische *kääntää* kann auch Bewegungen ausdrücken (*drehen, wenden, umkehren*), Sprachen wie das Isländische und Polnische verbinden mit Übersetzungen *Deutung* und *Interpretation*, und wenn ein Russe *den Geist übersetzt*, dann holt er eigentlich nur mal tief Luft; die Bestandteile des chinesischen Schriftzeichens *fan* bedeuten unter anderem *perfekt* und *Feder*, und das Sanskrit schließlich kennt gar keinen Begriff für das *Übersetzen* – weil nämlich kein »Barbarenidiom« es wert ist, in die »Sprache der Götter« übersetzt zu werden.

Das Recherchematerial diente den jungen Videokünstlern als Fundus, aus dem sie sich ohne Vorgaben

bedient haben. Entstanden sind drei Installationen, eine Performance sowie mehrere Kurzfilme, die sich formal und inhaltlich voneinander unterscheiden; manche Arbeiten sind mehr erzählend, andere eher abstrakt. Gemeinsam ist allen Arbeiten der ursprüngliche Bezug zum Übersetzen. Im Mittelpunkt steht die Frage nach sprachlichen Codes und dem Prozess der Vermittlung: Diese Codes müssen nicht schriftlich fixiert sein, auch ein indischer Tanz oder ein brasilianisches Macumba-Ritual bedienen sich eigener Sprachen; wer den Code nicht kennt, ist auf Vermittlung durch Übersetzung angewiesen; der Übersetzer ist ein Lotse durch die Informationsflut, zu der seine Übersetzungen wiederum beitragen; wie ein Fährmann muss der Übersetzer das Alte hinter sich lassen, immer in der Gefahr, unterzugehen; die Ankunft wird zur Frage nach der eigenen sprachlichen Identität. Besonders eindrucksvoll gelang die Performance des Koreaners Sung Suk zum Thema Kreativität und Interpretation. Im Vorfeld wurde eine Pianistin beim Spiel aufgenommen; am Abend der Veranstaltung spielte die Pianistin live dieselben Stücke noch einmal. Das Publikum konnte auf zwei Monitoren verfolgen, wie sich die beiden Versionen (>live< und >Konserve<) annäherten oder entfernten.

Was hat nun dieser »Crossover« gebracht? Anders als für die Videokünstler, die sich häufig mit vorgegebenen Themen auseinandersetzen müssen, betrat ich als Übersetzer mit diesem Projekt völliges Neuland. In den zwei Monaten, in denen ich die Entstehung der Arbeiten als »Auftraggeber« und »Supervisor« begleitete, stellte ich fest, dass die künstlerische Auseinandersetzung mit meinem Beruf neue Dimensionen und Perspektiven aufzeigt – ein Experiment, das großen Spaß gemacht hat und über den eigenen Schreibtisch hinausweist. Ich erkenne in der Zusammenarbeit mit anderen Künsten (und damit meine ich keineswegs nur die Videokunst, sondern zum Beispiel auch Musik) vor allem auch die Chance, uns auf einer größeren Bühne publikumswirksam zu präsentieren. Übersetzerveranstaltungen stehen offenbar im Ruf, »mausgrau« und »spröde« zu sein. Nachdem wir in den letzten Jahren unsere berufliche Problematik ins Bewusstsein der Öffentlichkeit gebracht haben, sollten wir uns nun vielleicht auch etwas mehr um ein positives Image kümmern, über das wohlfeile Lob unserer Unverzichtbarkeit für den Literaturbetrieb hinaus. Und da Übersetzer als Kulturschaffende nun mal eine gewisse Zwitterposition einnehmen, ist die Kooperation mit anderen Künsten vielleicht gerade das richtige Verhikel.

Wer sich für das Projekt »übersetzen umsetzen« interessiert: Es ist ein Tape mit allen Videoarbeiten entstanden, das im Rahmen von (Übersetzer-)Veranstaltungen gezeigt werden kann. Ein Katalog ist ebenfalls erhältlich.

Hermann Kusterer

## Übersetzen und Staatsraison

»Please take place in the coin of the sofa« – so hätte Bundespräsident Heinrich Lübke Sie begrüßt, wenn Sie ihn als ausländischer Gast besucht hätten. Dieses kleine Sätzlein ist nachgerade ein kulturgeschichtliches Dokument. Es zeigt zum einen (»take place« für »Platz nehmen«) den ganz und gar nicht auf Heinrich Lübke beschränkten, recht unbekümmerten Umgang mit dem Englischen, von dem ja viele Zeitgenossen meinen, es sei kinderleicht... Zum andern wird in ihm deutlich, dass die damalige ältere Generation auf der Schule noch Französisch als erste Fremdsprache gelernt hat, denn mit »coin« hat sich nichts anderes eingeschlichen als das französische »coin«. (Kleine Nebenbemerkung: Immerhin erstaunlich, dass das Französische in den Zeiten der »Erbfeindschaft« beträchtlich verbreiteter war als in der nunmehr herrschenden »Erbfreundschaft«...)

Die Fußangeln der Sprache – selbst Leute, die eine Fremdsprache nun wirklich gut beherrschen, wie etwa Willy Brandt das Englische, sind gegen sie nicht gefeit. So erinnere ich mich an das erste Gespräch, das Willy Brandt als Außenminister nach Bildung der großen Koalition mit seinem französischen Kollegen Couve de Murville führte. Die beiden unterhielten sich auf Englisch, und ich saß nur »sicherheitshalber« dabei. Unter der vorherigen Regierung Erhard hatte Außenminister Gerhard Schröder – mit dem jetzigen Bundeskanzler weder verwandt noch verschwägert – die Franzosen, nachdem de Gaulle die französischen Streitkräfte dem NATO-Oberbefehl entzogen hatte, ob des weiteren Verbleibs der französischen Truppen in Deutschland richtiggehend »gezwiebelt«. Die nachfolgende große Koalition wollte das Verhältnis mit Frankreich wieder ins Reine bringen, und so kam der Gedanke auf, eventuell ein besonderes Abkommen zu schließen, um dem Verbleib der französischen Truppen eine neue Rechtsgrundlage zu geben. Seine Ausführungen zu diesem Thema beschloss Brandt mit den Worten: »... and eventually we will conclude a treaty.« Nun wusste ich, dass der Abschluss eines solchen Abkommens auf deutscher Seite noch ganz und gar nicht beschlossene Sache war, weshalb ich argwöhnte, vielleicht meine Brandt mit »eventually« einfach »eventuell«. Also fragte ich ihn, ob er wisse, was er da gesagt habe, worauf er mir antwortete, »ja, ja, eventuell.« Da nun im Französischen »éventuellement« durchaus dem Deutschen »eventuell« entspricht, fragte ich wiederum Couve, wie *er* das Brandtsche »eventually« verstanden habe, worauf Couve sofort sagte: »Oui oui, finalement.« Also musste ich ihm klar machen, dass Brandt gar nicht »eventually«, sondern »possibly« gemeint habe. In der gegebenen Situation hatte dieses Wort und sein richtiges Verständnis diplomatisch eine ausschlaggebende Bedeutung.

Das ist nicht immer so. Oft gibt es lange Passagen, bei denen es weniger auf die benutzten Worte, sondern einzig auf den zugrundeliegenden Sinn und den zu erzielenden Effekt oder Eindruck ankommt. Und dann plötzlich kommt ein Satz, der genau so und nicht anders übersetzt werden muss. Wie findet der Dolmetscher oder Übersetzer das heraus? Ich pflege zu sagen, dazu brauche er zum ersten ein ziemlich umfassendes Wissen von Zusammenhängen, einschließlich des Wissens um die Intentionen des jeweiligen Redners oder Autors. Da aber niemand allwissend ist, benötigt er zudem unheimlich feine Antennen. Diese hängen ganz entscheidend mit dem zusammen, was das Wesenselement des Dol-

metschers/Übersetzers ausmacht: ein sehr feines Gespür für Sprache. Dem Dolmetscher hilft zudem, dass die sprechenden Persönlichkeiten und die ganze Atmosphäre gegenwärtig sind, er hört die Akzentuierung, hört, ob etwas nur eher beiläufig erwähnt oder ausgeprägt betont wird. Der Übersetzer hingegen ist einzig und allein auf die Sprache angewiesen. In jedem Fall aber lautet für beide das oberste Gebot: Ganz genau hinhören/hinsehen. Mehr noch: er muss höchst aufmerksam *hinein*-hören und *hinein*schauen.

Hinzu kommt, dass man es mit höchst unterschiedlichen Autoren zu tun hat. Da gibt es welche, die man immer genau so dolmetschen/übersetzen muss, wie sie es gesagt haben. Zu dieser Kategorie zählten in meiner Dolmetscherzeit an allererster Stelle Konrad Adenauer und Charles de Gaulle – der eine mit seiner unnachahmlich einfachen Sprache (wobei gerade die Einfachheit die Schwierigkeit war, es nämlich in genau so einfache Übersetzungsform zu bringen), der andere mit seiner ebenso unnachahmlichen Sprachgewalt. Wie oft ist es mir bei Adenauer passiert, dass nach dem Dolmetschen einer Passage der Gesprächspartner das Gesagte aufgriff und mit eigenen Worten wiederholte, worauf Adenauer dann erwiderte: »Ich habe nicht *das* gesagt, sondern *das*.« Wie froh war ich jedes Mal, wenn meine erste Übersetzung dann immer noch stimmte! Beispielsweise in einer Diskussion mit dem französischen Premierminister Debré über Europafragen. Adenauer sprach immer von der »Gemeinschaft«, Debré vom »Marché commun«. Nun konnte man durchaus die beiden Begriffe als Synonyme betrachten und sich sagen, bringe ich es doch in die vom jeweiligen Sprecher benutzte Form, übersetze also das Adenauersche EWG mit »Marché commun«, den Debréschen »Marché commun« mit »Gemeinschaft«. Ich tat es nicht, sondern blieb brav bei den benutzten Begriffen. Und was sagt Adenauer plötzlich nach einer halben Stunde zu Debré? »Sehn Sie, das ist der Unterschied zwischen uns. Sie sprechen vom »Gemeinsamen Markt« und ich von der »Gemeinschaft«.«

Auf der anderen Seite gibt es jene, die das, was sie vor sich hinformulieren, gar nicht so meinen, wie sie es sagen. Die zum Teil einfach drauflos reden – manchmal sinnloses Zeug – bis ihnen wieder etwas zu sagen einfällt. Das sind dann jene, die nichts zu sagen *wissen*. Des weiteren gibt es jene, die zwar etwas zu sagen haben, aber Schwierigkeiten haben, es auszudrücken; anders gesagt: Jene, die es nicht sagen *können*. Von diesen beiden Sorten nenne ich aus meiner Dolmetschpraxis beispielhaft für die erstere den gemeinhin als wortgewaltig eingeschätzten Ludwig Erhard (als Kanzler), und als Beispiel für die zweite Heinrich Lübke.

Nach dem Kanzlerwechsel von Adenauer zu Erhard 1963 musste ich mich an eine ganz neue Sprache gewöhnen, ein völlig neues Dolmetschen mir aneignen. Nicht etwa, dass Erhard – aus vermeintlicher »Zeiterparnis« – die Ausführungen seines Gesprächspartners oft zugeflüstert bekommen wollte, was dazu führte, dass Erhard mit dem einen Ohr mir, mit dem andern halb dem gleichzeitig sprechenden Besucher zuhörte und mithin weder das eine noch das andere voll mitbekam. Das machte dann freilich im Grunde so sehr viel nicht aus, denn im Gegensatz zu Adenauer, der immer sehr aufmerksam zuhörte und genau auf die Worte (seines Partners wie seine eigenen) achtete und wo man in beiden Richtungen sehr präzise sein musste, gab Erhard seine wolkigen Äußerungen – »barock« nannte man das – ohnehin ziemlich ungezielt von sich und war mit sich zufrieden, wenn's nur möglichst klangvoll war. So wurde aus »rechtlich« immer »staatsrechtlich«, aus »poli-

tisch« immer »staatspolitisch«. Oder es kamen Sätze wie (in einer viel zu langen Rede auf Johnsons wenige Begrüßungsworte bei der Ankunft in Texas): »Wir sind aufgerufen, dieses große Verhältnis zu befruchten«, oder: »Auf diesem Standpunkt stehend zeuge ich für Deutschland.« Oder bei einem späteren Amerikabesuch in der Plenarsitzung mit Außenminister Dean Rusk im State Department der einsam und recht zusammenhanglos »in den Raum«, in dem die Dinge »nicht lotrecht« standen und darum »ausgelotelt« werden mussten, gestellte Kernsatz: »Ich bin ein Mann des Ausgleichs« ... Ganz zu schweigen von dem Gespräch mit Rusk im Blair House am Nachmittag nach unserer Ankunft, in der Rusk dem Kanzler fürchterlich wegen der Stationierungskosten zusetzte und Erhard sich innerlich gleichwie verbal wand wie ein Wurm, keinen Satz zu Ende zu führen imstande war, wobei bezeichnenderweise jedes Mal das Verb, das *Tätigkeitswort* fehlte, und ich Blut und Wasser schwitzte, um das zu sagen, was er gesagt hatte (und was keinen rechten Sinn ergab), und doch nicht zu sagen, was er nicht gesagt hatte... – ich konnte ja nicht an seiner Stelle Politik machen.

Soweit zu denen, die schwer zu dolmetschen sind, weil sie nicht recht wissen, was sie eigentlich wollen sollen, und das hinter einem Wust von Worten verstecken.

Sodann gibt es Redner, die zwar durchaus wissen, was sie wollen, aber eher disziplinlose Sprecher sind. Es geht ihnen so viel im Kopfe herum, dass sie in ein und demselben Satz mehrfach das Subjekt wechseln, es aber nicht benennen. Zu ihnen gehörte unter anderem Franz Josef Strauß. Beim bloßen Zuhörer bemerkte man es kaum, aber wenn man dann zu dolmetschen begann, stellte man plötzlich fest, dass das zu Beginn genannte Subjekt seiner Einlassungen im weiteren Verlauf plötzlich durch ein anderes ersetzt war, man aber nicht wusste, um welches es sich denn jetzt handelte. Noch schlimmer war es bei Herbert Wehner. Er kümmerte sich nämlich gar nicht darum, wovon in einem Gespräch die Rede war, sondern äußerte sich zu Dingen, deren Gegenstand ihm allein bekannt war, redete allzu gern von »die da«, wobei es dem Zuhörer (und mithin dem Dolmetscher) überlassen blieb, zu entscheiden, von wem er sprach. Bei einem Essen im kleinen Kreis habe ich ziemlich gelitten, weil er unentwegt Sätze brachte, die mit »Da haben die doch...« begannen. Mit einem bloßen »they« war nicht gedient, denn was als einziges fest stand, war, dass er diejenigen, von denen bislang die Rede war, auf keinen Fall meinen konnte. Wen aber meinte er? Aus seiner anschließenden Aussage war nicht zu entnehmen, wen er im Kopf hatte. Das konnte die DDR, die Regierung, eine Oppositionspartei, eine Fernsehrunde, die Medien oder sonstwer sein. Aber er sagte es nicht, und also blieb es dem Dolmetscher überlassen, Licht ins Dunkel zu bringen.

Schließlich gibt es noch jene, die sich unentwegt im Ausdruck vertun. Wie bereits erwähnt, gehörte Heinrich Lübke zu ihnen. Hier ein kleines Beispiel, welche un-nachahmliche Formulierungen er gebrauchte. Wenn er zum Beispiel sagte: »Diese Bestimmungen der Vereinigten Staaten, dass die Leute machen können, was sie wollen«, dann meinte er im Klartext nichts anderes als »das in der UNO-Charta verankerte Selbstbestimmungsrecht der Völker«. Wobei ich gleich hinzufügen möchte, dass man aus Lübkes danebengeratenen Sätzen fulminante Reden machen konnte. Es war nämlich immer etwas drin. Man musste nur wissen, was. So erinnere ich mich unter anderem an seinen Staatsbesuch in Äthiopien, wo eine Tischrede vollgestopft war mit solchen Formulierungen mit der Folge, dass die deutsche Delegation

während seiner Rede vor Scham immer weiter unter den Tisch rutschte. Auf meinem Notizblock hatte ich mir indes nicht seine Worte notiert, sondern das, wovon ich annahm, dass er es meinte (da ich oft mit ihm zu tun hatte, kannte ich ihn ja recht gut). So war es ganz lustig anzusehen, wie während des Dolmetschvorgangs die Delegation wieder aus ihrer schamhaften Versenkung auftauchte und eifrig nach allen Seiten nickte, welche schöne Sachen ihr Präsident da von sich gab.

Wobei man nicht vergessen darf, dass es Englisch-Dolmetscher besonders schwer haben, denn ein wenig Englisch versteht der Gedolmetschte meist und passt auf wie ein Luchs, ob man ihn auch »richtig« übersetzt... Auch dazu zwei Beispiele mit (dem insoweit sehr ergiebigen) Heinrich Lübke. Auf seinen Reisen, auf denen er übrigens – das will ich hier gerne betonen – gefeiert wurde wie weiland John F. Kennedy vor dem Schöneberger Rathaus, weil die Menschen spürten, dass er es gut und ehrlich mit ihnen meinte, ging es ihm ja vor allem andern darum, ein gutes Kommuniké mit nach Hause zu bringen, in dem der Gaststaat zumindest das Selbstbestimmungsrecht für die Deutschen betonte (von einer ausdrücklichen Unterstützung der Wiedervereinigung trauten wir uns schon nicht mehr zu reden). Auf der bereits erwähnten Äthiopienreise kam es am vorletzten Tag zur letzten Kommunikéverhandlung unter Vorsitz von Lübke auf deutscher und dem ehrwürdigen Kaiser Haile Selassie auf der äthiopischen Seite. Da den Äthiopiern wegen des damals schon akuten Eritreaproblems (Eritrea war damals noch Teil Äthiopiens) die Erwähnung des Selbstbestimmungsrechts nicht schmeckte, brachten sie als Gegenvorschlag die direkte Unterstützung der Wiedervereinigung. Daraufhin meinte Lübke: »Da haben sie uns was Böses antun wollen, und nun ist es uns grad recht.« Ich dachte, dem eine etwas diplomatischere Formulierung geben zu sollen, und sagte also: »Well, Your Imperial Majesty thought you would be bargaining something off us, and in fact you did us a favour.« Da wurde Heinrich Lübke fuchsteufelswild und schimpfte mich: »Jetzt haben Sie den ganzen Zucker heruntergenommen.« Er war mir so böse, dass er den ganzen Tag kein Wort mehr an mich richtete. Erst nach der bereits erwähnten Tischrede am Abend war er mir wieder gut.

Schwieriger war's beim zweiten Beispiel. Heinrich Lübke war ja stets – manchmal eher naiv und blauäugig – bemüht, alle Probleme der Welt zu lösen. In den sechziger Jahren lagen Indien und Pakistan mal wieder im Krieg miteinander. Lübke empfing den indischen Botschafter zum Gespräch. Irgendwann meinte er dann: »Am besten wäre eben, wenn Indien und Pakistan wieder *eins* wären.« Das brachte mich ziemlich ins Schwitzen, denn ich wusste natürlich, dass dies gewiss nicht die Linie der Bundesregierung war. Andererseits wusste ich, dass Lübke ganz genau aufpassen würde, was ich sage. Also übersetzte ich ihn: »Well, Mr. Ambassador, the best thing would of course be if India and Pakistan were again AT ONE with each other.« So hörte Lübke sein »one« und war zufrieden, aber vom Sinn her hieß es natürlich nur, »wenn sich die beiden wieder vertragen«.

Schwieriger war es natürlich, wenn Lübke selbst Englisch redete. So sagte er einmal zu Nehru: »You know, the relations of the Germans with the French were very *gifted*.« Worauf Nehru zustimmend nickte und sagte: »But we welcome that.« Darauf Lübke den Kopf schüttelnd: »Now no more.« Nehru war, was man »flabberghasted« nennt, und ich hatte alle Mühe, ihm zu erklären, was Lübke mit »gifted« gemeint hatte, nämlich »poisoned«...

Oft musste der Dolmetscher auch wissen, worauf sich Lübke bei einer Aussage eigentlich bezog. So sagte er auf seiner ersten Afrikareise zum Parlamentspräsidenten von Liberia: »It is written, Germany great interest in Afrika.« Als der Parlamentspräsident daraufhin meinte, er begrüße dies sehr, schüttelte Lübke abwehrend den Kopf und sagte: »No no, not true.« Nun war der Parlamentspräsident vor den Kopf gestoßen. Was war geschehen? Am Morgen vor der Begegnung hatte Lübke wie üblich den Pressevortrag gehört, und da war ihm gesagt worden, das DDR-Organ *Neues Deutschland* schreibe, Lübkes Afrikareise diene dem reinen Eigeninteresse der Bundesrepublik. Also musste ich erst lang und breit erklären, was Lübke mit dem biblischen Satz »It is written – es steht geschrieben« in Wirklichkeit meinte... Doch genug der Lübckismen. Wenden wir uns allgemeineren, von den jeweiligen Sprechern unabhängigen Problemen zu, mit denen der Dolmetscher konfrontiert ist.

Zu diesen Problemen gehören beispielsweise Sprichworte. Sprichworte resümieren etwas nur mit vielen Worten Sagbares oder gar Unsagbares in einem Bild, das seinerseits wieder zum Wort wird. Und weil es Wort ist, so sagen die Leute gemeinhin, muss man es doch auch übersetzen können.

Meine Erfahrung: »Schlafende Hunde soll man nicht wecken.« Ins Französische interpretiert wird aus dem Hund eine Katze: »Il ne faut pas réveiller le chat qui dort.« Eben dieser Hund lief mir über die Leber, aber ich merkte den Pferdefuß nicht, sondern war stolz wie ein Spanier, dass ich das französische Sprichwort wusste.

*Der Deutsche:* Man soll schlafende Hunde nicht wecken.

*Ich:* Man soll schlafende Katzen nicht wecken.

*Der Franzose:* Da haben Sie recht, sie könnte kratzen.

*Ich:* Da haben Sie recht, er könnte beißen.

*Der Deutsche:* Man sollte jedenfalls dem Hund den Maulkorb umbinden, bevor man ihn weckt.

*Ich:* Man sollte jedenfalls dem Kater dicke Stiefel anziehen, bevor man ihn weckt.

*Der Franzose:* Das ist auch wieder gefährlich, dann könnte der Kater zu weit gehen.

*Ich:* Das ist auch wieder gefährlich, der Hund kann dann ja keinen andern mehr beißen.

*Der Deutsche:* Dann muss man ihn halt an Ketten legen.

*Ich:* Dann muss man ihm halt ein paar Mäuse bieten, dann bleibt er schon da.

*(Die Sache wird zum Katz- und Mausspiel)*

*Der Franzose lacht:* Oui, mais chat échaudé craint l'eau froide!

*(Jetzt muss jedes Sprichwort herhalten, das ins Bild passt. Aber ich bin aus dem Bild gerutscht, verflix nochmal. Jetzt hilft nur noch das verbale Loch:)*

*Ich also (pokerfaced):* Gebranntes Kind fürchtet das Feuer.

*Der Deutsche (leicht konsterniert):* Na ja, in den Brunnen ist es ja noch nicht gefallen.

*Ich:* Wir müssen das Wasser vorher anwärmen.

*(In diesem Augenblick bringt jemand auf einem Tablett eisgekühltes Selterswasser herein, und der Deutsche ist sehr verblüfft, als der Franzose nun schallend loslacht, sieht mich entgeistert an. Ich zucke die Achseln und stelle mich ganz dumm. Das tue ich immer, wenn die Situation ausweglos ist. Sie würden staunen, wie das wirkt. Auf Dumme fällt kein Verdacht. Ich verziehe mich also hinter mein verbales Loch und überlasse es den beiden, sich wieder zurechtzufinden – sie schauen sich jetzt wirklich an wie Hund und Katze.)*

Seither interpretiere ich Sprichworte nicht mehr, sondern übersetze sie einfach mit der Einleitung: »Es gibt bei uns ein Sprichwort, das heißt: ...«

Eine weitere von zahllosen schwierigen Situationen sind Zitate. So erinnere ich mich an eine Tischrede von Bundestagspräsident Eugen Gerstenmaier bei einem Abendessen für den ihm aus der Widerstandszeit bekannten Bischof von Chichester. Thema war die Erlösung von Schuld. Gerstenmaier leitete die Rede mit dem Zitat ein: »Es löset sich der Fluch, mir sagt's das Herz, die Eumeniden ziehn, ich höre sie, zum Tartarus hinab.« Mir sagte das Herz gar nichts, sondern pochte an einer Stelle, wo es nun beileibe nichts zu suchen hatte. Es kam noch schlimmer: Gerstenmaier begann einen jeden Absatz der etwa zwanzigminütigen Rede mit den Worten: »Es löset sich der Fluch.« Während ich am Tischende sitzend seine Rede mitschrieb, geisterte unentwegt das Eingangszitat in meinem Hinterkopf. Als Gerstenmaier geendet hatte, war mir immer noch nichts eingefallen. Während die Gäste noch nach dem Trinkspruch tranken, begab ich mich hinter den Platz von Gerstenmaier, um von dort aus zu dolmetschen. Auf dem Gang dorthin schoss mir wie ein Blitz in den Sinn: »A spell dispelled, says our heart.« Die Eumeniden und den Tartarus konnte ich mir durchaus schenken – ich hatte meine Formel, mit dem ich nicht nur die Rede, sondern auch jeden Absatz einleiten konnte.

*Von Hermann Kusterer ist erschienen:  
Der Kanzler und der General  
Neske/Klett-Cotta, Stuttgart 1995*

Ljubomir Iliev

## Den Faust in der Tasche

Wir Menschen neigen oft zur Vergesslichkeit. Man verdrängt in der Regel Verbitterung, Ärger und Unliebsamkeiten aus seinem Gedächtnis, um unbeschwert neuen Lebensufern entgegenzudern. Man freut sich beispielsweise, nach so langer Zeit wieder in dieser heute aufregenden, einst aber mit einem eisernen Vorhang dekorierten Stadt zu sein und vergisst irgendwie die Verzweiflung, die einen bis vor etwa einem Jahrzehnt zermürbte. Man schmunzelt mit der Zeit über die Tatsache, ehemals als »Nicht-Reisekader« abgestempelt worden zu sein, und tingelt frohgemut durch die Welt, als sei es immer so gewesen.

Es war aber nicht immer so. Und wenn ich jetzt auf all die Jahre zurückblicke, so mache ich es weder im Zorn noch aus Nostalgie. Dieses ist vielmehr mein kleiner Beitrag gegen das Vergessen.

Mitte der siebziger Jahre, mit dem Germanistik-Studium gerade fertig geworden, sah ich mich vor einer Entscheidung, die eigentlich mein ganzes Leben prägen sollte. Was willst du werden, fragte ich mich, Autor oder Übersetzer? Zahlreiche Veröffentlichungen von Gedichten und Prosatexten sprachen für das erstere, mein durch das Studium erworbenes Interesse für die deutschsprachige Literatur lockte mich jedoch auf den anderen Weg, den ich letztendlich auch einschlug. Dazu hatte ich mehrere Beweggründe. Ich hatte ja bereits als Student Übersetzerlunte gerochen, kannte die Größe Goethes, Schillers, Lessings, Kleists im Original und wusste zugleich, dass eine zeitgemäße Übersetzung ihrer Werke ins Bulgarische immer noch auf sich warten ließ. Ich war mir darüber im klaren, dass ich in meinen dichterischen

schon Selbsterfahrungsversuchen mit ihnen unmöglich Schritt halten könnte und beschloss, statt mich der Mitteilmäßigkeit zu verschreiben, alle meine kreativen Intentionen in die möglichst adäquate Wiedergabe der Genialität jener – und mittlerweile vieler anderer – Dichter einzuspannen.

Doch meiner Entscheidung, Übersetzer und nicht Autor zu werden, lagen auch andere Überlegungen zugrunde. Ich war mir dessen bewusst, dass meinen eigenen poetischen Bemühungen sofort Grenzen gesetzt würden, wenn sie von etwas anderem als vom Geiste des »sozialistischen Realismus« geprägt sein würden. Kastrierte Texte wollte ich aber nicht schreiben: Alles, was ich später selber verfassen sollte, blieb – und bleibt zum Teil immer noch – in der Schublade. Übersetzen, bildete ich mir ein, ist etwas ganz anderes – dort ist man mit dem Autor und seinem Werk unter sich, fern vom tristen Alltag, weitweg von ideologischen Zwängen und Politik...

Heute weiß ich es: Entweder bin ich damals ausgesprochen naiv oder aber von einem Wunschdenken befallen gewesen. Das wachsame Auge des Zensors hatte auch die Übersetzer nicht vergessen. Bald musste ich erfahren, dass die von mir übersetzten Romane Heinrich Bölls *Gruppenbild mit Dame* und *Die verlorene Ehre der Katharina Blum* verlegt werden würden – allerdings nicht auf Bulgarisch, sondern auf den Sankt-Nimmerleinstag, weil sich ihr Autor erdreistet hatte, das Regime in der Sowjetunion zu kritisieren. Und da ich derjenige war, der dem Verlag die besagten Bücher empfohlen hatte, haben sich die schwarzen Punkte in meiner Karteakte entsprechend vermehrt. An Auslandsreisen zum Beispiel – bis zu diesem Zeitpunkt ohnehin äußerst selten und nur in Ostblock-Länder erlaubt – war nun gar nicht mehr zu denken.

Dieses gehörte vielleicht mit zu den Gründen, warum ich mich ausschließlich als Übersetzer deutscher Klassik profilierte. Die vor Jahrhunderten verfassten Werke hatten ja die Prüfung der Zeit bestanden und ihren Rang unter Beweis gestellt, dachte ich, so würden sie wohl keinem ideologischen Zerberus ins Auge stechen, ich bräuchte mich nicht mehr zu fürchten, dass meine Übersetzungen das Licht der Welt nicht erblicken würden, ich könnte getrost auch die Beklemmung ablegen, schon wieder als »ideologisch unreif« gebrandmarkt zu werden und mich einzig und allein dem Autor und dessen Werk widmen – Übersetzerherz, was willst du mehr?!

Aus meiner langen, auf Jahrzehnte hin ausgerichtete Liste mit Werken deutscher Klassiker, die einer bulgarischen Neuübersetzung bedurften, habe ich von vornherein zwei Titel gestrichen. Sie faszinierten mich zwar am meisten, ihren Schwierigkeitsgrad schätzte ich jedoch so unermesslich hoch ein, dass ich mir schon ganz früh verboten hatte, an sie als mögliche Übersetzungsprojekte überhaupt nur zu denken, geschweige denn, sie als solche in Angriff zu nehmen.

Es waren das Nibelungenlied – und Johann Wolfgang von Goethes *Faust*.

Meine (Ehr-)Furcht vor dem *Faust* rührte schon von der Bühne des deutschsprachigen Gymnasiums in Sofia her, als ich in einer Schulaufführung *Faust*, wen denn sonst, spielen musste und das doofe, eine Kunstblume rupfende Gretchen es fertig brachte, auf dem Höhepunkt der Szene einen blätterlosen Stiel in der Hand zu halten, da es sich bei den vielen Jas und Neins verrechnet hatte und schließlich beim Nein statt beim Ja endete. Dieses Neins bediente ich mich später gerne, als mich die Verlage immer wieder zu überreden versuchten, endlich auch *Faust* neu zu übersetzen. Ich kannte zwar alle exi-

stierenden Übersetzungen des Werkes ins Bulgarische und fand sie entweder sprachlich veraltet oder ästhetisch unzulänglich, doch die Kühnheit derjenigen, die sich an dieses geniale Werk herangewagt hatten, bewunderte ich aufrichtig. Für mich selbst war eine solche Kühnheit einfach undenkbar. So pendelte ich jahrelang zwischen reiner Poesie und reiner Prosa, fand eines Tages meine Domäne im klassischen Versdrama, übersetzte Dutzende von Stücken Schillers, Lessings, Kleists – doch Goethes *Faust* blieb nach wie vor dort, wo ich ihn eigens untergebracht hatte: In schwindelerregenden Höhen, wo für mich Sterblichen kein Einlass war.

Eine der besseren, wenn auch von vornherein unvollständigen bulgarischen *Faust*-Übersetzungen stammt aus der Mitte der sechziger Jahre. Für seine Arbeit wurde der Übersetzer mit dem Herder-Preis ausgezeichnet, der allerdings nicht etwa in Weimar, sondern in Wien verliehen wird. Einmal den Preis eingesteckt, hatte der gute Mann auf den Gebrauch seines Rückflugtickets verzichtet. In solchen Fällen wurde damals nicht nur die daheim gebliebene Verwandtschaft des »Vaterlandsverrätters« in Mitleidenschaft gezogen – ihm wurde auch jedes Publikationsrecht verweigert.

Der Vorfall wäre wahrscheinlich schnell vergessen worden, wenn es sich um den Übersetzer eines marginaleren literarischen Werkes gehandelt hätte. Doch *Faust* gehörte zur Pflichtlektüre in den bulgarischen Oberschulen und konnte nicht von heute auf morgen aus dem Programm herausgenommen werden. Andererseits war keine der älteren Übersetzungen gut genug, um die plötzlich entstandene Lücke ersatzweise zu füllen. So sahen sich die Behörden zähneknirschend gezwungen, die besagte Übersetzung – wenn auch in nochmals stark gekürzter Form – zur Veröffentlichung frei zu geben.

Erst Anfang der achtziger Jahre kam dann wieder Bewegung in die Szene. Goethes einhundertfünfzigster Todestag stand an und sollte mit einer achtbändigen Ausgabe bedacht werden. Selbstverständlich durfte darin *Faust* nicht fehlen, doch genauso selbstverständlich war es für die Bildungswächter auch, dass die gängige Übersetzung, die ihnen seit anderthalb Jahrzehnten so viel Kopfzerbrechen bereitete, nicht mehr publikationswürdig war. Eine neue Übersetzung musste her, um dem ganzen ideologischen Chaos um *Faust* herum ein Ende zu setzen.

Zu dieser zweifelhaft ehrenvollen politischen Aufgabe im Dienste des sozialistischen Vaterlandes wurde ein minderbemittelter Poet angeheuert, der kein Wort Deutsch verstand und *Faust* offensichtlich während der Arbeit zum ersten Mal las. Allerdings war der Mann besonders pflichtbewusst: Er schaffte es, wie damals überall im Ostblock üblich, seinen Plan überzuerfüllen und in weniger als einem Jahr seinen *Faust* abzuliefern.

Doch diejenigen, die sich davon eine Entspannung der Situation versprochen, sahen sich arg getäuscht. Das Goethe-Jubiläum war schnell vorbei, der Unterricht in der Schule ging aber Jahr für Jahr weiter, nunmehr mit der neuen *Faust*-Übersetzung im Pflichtpensum. Sie war jedoch so grottenschlecht, so bodenlos miserabel, dass sich die Schüler immer häufiger die berechnete Frage stellten, ob Goethe tatsächlich ein Genie oder ein Unsinn stammelnder Großkotz sei und was sein Hauptwerk eigentlich mit Weltliteratur zu tun habe. Um die skandalöse Peinlichkeit zu bereinigen, haben die Beamten im Bildungsministerium ihre selbstgefällig angekündigte »Weltoffenheit des sozialistischen Bildungswesens im Leseland Bulgarien« dann prompt vergessen und Mitte der achtziger Jahre ernsthafte Überlegungen angestellt, *Faust* aus dem Schulprogramm zu streichen.

Das konnte und wollte ich nicht zulassen, sah aber nur eine einzige Möglichkeit, dem entgegenzuwirken: Ich musste das große Menschheitsgedicht der klassischen deutschen Literatur, das mir immer so unendlich viel Respekt abverlangt hatte, neu übersetzen. Die *Faust* in der Tasche, habe ich den *Faust* auf meinem Schreibtisch aufgeschlagen. Zunächst nahm ich mich der Verse an, die – den Dramen Shakespeares vergleichbar – zu Zitaten geworden sind, und zwar nicht nur in Deutschland, sondern überall dort, wo dieser Gipfelpunkt der Weltliteratur zum Bestandteil der jeweiligen Kultur geworden ist. Erst als ich die »Ohrwürmer« (»Der Worte sind genug gewechselt...«, »Es irrt der Mensch, solange er strebt«, »Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust...«, »Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube«, »Werd ich zum Augenblicke sagen: Verweile doch! Du bist so schön!...« bis hin zum »Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan«) herausgepickt und übersetzt hatte, wagte ich es, meine Version mit allen mir zugänglichen Varianten in allen von mir auch nur einigermaßen beherrschten Sprachen zu vergleichen. Der Vergleich war zufriedenstellend. Ich rief den Verlag an und unterschrieb den Vertrag.

Das Gerüst der Übersetzung war also schon da, seine ohrwürmelnden Tragesäulen ragten gen Himmel und wollten nichts Einfacheres, als durch die restlichen Textbausteine zu einem einheitlichen Gefüge verbunden zu werden. Doch wenn man bedenkt, dass *Faust* nicht nur ein ästhetisch-philosophisches Universum, sondern auch ein Kompendium der Versformen ist und schließlich aus ganzen 12 111 Versen besteht, stellt sich die Aufgabe des Übersetzers als gar nicht so einfach dar.

Zumal ich nur auf mich selbst, die spärlichen Goethe-Ausgaben und die eher schlechten Nachschlagewerke in Bulgarien angewiesen war. Natürlich kannte ich des Meisters Weisheit »Wer den Dichter will verstehen, muss in Dichters Lande gehen« – doch was nutzte sie einem wie mir, der ich seit Ende der siebziger Jahre nicht mal mehr in die DDR oder nach Rumänien reisen durfte, weil ich zuoft den Mund nicht halten konnte?

Zu jener Zeit war der bulgarische Übersetzerverband zynisch genug, in seinem monatlichen Info-Blatt Adressen internationaler Übersetzer-Einrichtungen zu veröffentlichen, obwohl die meisten Kollegen ähnlich wie ich nicht mal davon träumen konnten, das Land in westlicher Richtung zu verlassen. So stieß ich eines Tages, als ich händierend irgendwo auf der Höhe zwischen Auerbachskeller und Hexenküche herumstolperte, auf die Anschrift des Europäischen Übersetzer-Kollegiums in Straelen am Niederrhein. Mehr aus Verzweiflung und Trotz als in der Hoffnung auf eine positive Entwicklung schrieb ich einen Brief ans Kollegium, in dem ich mein aktuelles Übersetzungsprojekt schilderte. Es war mir allerdings grausam klar, dass der normale Weg des Briefes von Sofia nach Straelen sehr unsicher wäre – meine Post zog häufig das Interesse fremder Augen auf sich und kam in den meisten Fällen überhaupt nicht an. So drückte ich das Kuvert in die Hände eines guten Bekannten, der gerade in die Bundesrepublik fahren sollte, und bat ihn darum, es mit einer deutschen Briefmarke zu versehen und in einen beliebigen deutschen Briefkasten einzuwerfen.

Der Plan funktionierte reibungslos. In Straelen hat man nicht nur meinen Brief erhalten, sondern auch eine herzliche Einladung für einen mehrwöchigen Aufenthalt im Kollegium umgehend an mich nach Sofia geschickt. Dafür, dass sie auch angekommen ist, habe ich zwei mögliche Erklärungen: Entweder passierten derzeit noch Wunder – oder es lag an der angeborenen Schlam-

pigkeit unserer Sicherheitsbehörden, denen man alles andere als deutsche Gründlichkeit nachsagen konnte.

Wie dem auch sei – nach mehrmonatigem Hin und Her, nach vielen Erniedrigungen und Drohungen hat man mich schließlich doch fahren lassen, nicht ohne die Ermahnung, dass der lange Arm der Sicherheitsdienste mich überall erreichen würde, sollte ich meine sozialistische Heimat zu verleumden wagen. Meine erste Reise in den Westen musste ich mir jedenfalls mit aller Kraft erkämpfen. Wenn ich heute an jene Zeit vor etwa dreizehn Jahren zurückdenke, kommen mir Ausdrücke wie »Canossa-Gang« und »Spießbrutenlaufen« in den Sinn, deren konkrete Bedeutung ich damals aus nächster Nähe erfahren musste.

In Straelen angekommen, durfte ich aber auch die konkrete Bedeutung der Goethe-Worte »Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein« aus nächster Nähe erfahren. Ich bin mir nicht sicher, ob ich ohne das Kollegium meine gigantische Aufgabe jemals bewältigt hätte. Dort bin ich nicht nur in den Genuss der nahezu 100 000 Nachschlagewerke und aller wichtigeren kommentierten Gesamtausgaben Goethes gekommen, dort habe ich nicht nur *Faust*-Übersetzungen in den Regalen entdeckt (z.B. die ukrainische, die weißrussische u. a.), von deren Existenz ich keine Ahnung gehabt hatte, dort bin ich nicht nur *Faust*-Übersetzern aus Jugoslawien, Brasilien, Vietnam, Thailand begegnet – dort habe ich mir für immer den Sinn der Worte eingepägt: Die wahre Kunst blüht nur auf freiem Boden.

Doch nicht weniger wichtig als die Raritäten in der Bibliothek waren mir die »zweibeinigen« Nachschlagewerke, die man rund um die Uhr zu Rate ziehen konnte. Was ich damit meine, sei anhand eines der unzähligen Beispiele geschildert.

Als ich im *Faust I* die Stelle erreichte, wo Gretchen das Lied vom »König in Thule« singt, habe ich mir vor Freude die Hände gerieben und eine zusätzliche Pause eingeplant: Das Lied existiert bekanntlich als eigenständige Ballade und wurde von mir als solche bereits früher übersetzt, so dass ich meinen schon fertigen Text in die *Faust*-Übersetzung einfach einzusetzen gedachte. Doch mein Freund Klaus Birkenhauer, Mitbegründer des Kollegiums, ist plötzlich von dem Einfall heimgesucht worden, mir die Ballade – von der ich damals überhaupt nicht wusste, dass sie vertont wurde – laut vorzusingen. Ich hörte hin und begriff sofort: Zu dieser Melodie war meine Übersetzung nicht singbar. Also wurde die Pause annulliert, ich verkroch mich wieder in mein Zimmer – und übersetzte (eher brüllend als singend) die Ballade neu.

Bei näherem Betrachten der bereits bestehenden bulgarischen *Faust*-Übersetzungen, deren Autoren ich nach wie vor für ihren Mut bewunderte, stellte ich immer deutlicher fest: Wenn ich mir als Ziel setzte, sie einfach zu übertreffen, würde ich mir die Arbeit viel zu leicht machen. Auf den ersten Blick grundverschieden, hatten sie die Gemeinsamkeit, dass bei allen Furcht mit-schwang, manchmal zwar als Ehrfurcht getarnt, doch mit der beiden immanenten Grundeigenschaft: zu lähmen. Angeblich waren die meisten Wörter aus dem Original da, doch von der Vitalität, der Polyphonie und der poetischen Aussagekraft Goethes war nichts mehr zu spüren. Ich wurde das Gefühl nicht los, den Ärzten aus der Vor-Avicenna-Zeit gegenüberzustehen: Sie wussten ja bei ihren Operationen genau, wo Herz, Leber oder Nieren liegen, doch das herumspritzende Blut konnten sie sich nicht erklären und halfterten es als »böse Säfte« ab – aus dem einfachen Grund, weil sie den Kreislauf nicht kannten...

So war für mich klar: Bei aller Ehrerbietung dem Autor und seinem Werk gegenüber müsste ich jede Demut ablegen, um nicht schon wieder ein blut- und fleischloses Gebilde aus der Taufe zu heben. Schwer ist es mir nicht gefallen. Bei Übersetzungen, die sich über mehrere Jahre erstrecken – und bei meinem *Faust* war dies weiß Gott der Fall, – entwickelt man mit der Zeit ein nahezu kumpelhaftes Verhältnis zum Autor, selbst wenn er schon längst aus dem Himmel herunterguckt: Man redet buchstäblich miteinander, man zwinkert sich zu, man holt sich beim anderen Rat oder Zustimmung. Ähnliches gilt auch für die Beziehung zwischen Übersetzer und Handlungspersonen. Wie oft habe ich Faust, Mephisto oder Gretchen im Traum gesehen, so bekleidet, wie ich sie mir vorstellte, und in meinem Text miteinander redend! Und wenn ich (überwiegend im *Faust II*) für ein und dieselbe Stelle zehn unterschiedliche, manchmal diametral entgegengesetzte Deutungen namhafter Goethe-Kenner vorfand, warum sollte ich mir nicht die Freiheit nehmen, eine elfte, eigene Interpretation dieser Stelle vorzulegen?

Jedenfalls wurde diese mutwillige Herangehensweise in keiner der nach Veröffentlichung der Übersetzung erschienenen Rezensionen moniert; vielmehr war darin von »kultureller Großtat«, von »Lebenswerk«, von einem »Höhepunkt« meiner Laufbahn usw. die Rede. Obwohl ich von Übersetzungskritik herzlich wenig halte, stimme ich dem insofern zu, als dass ich nach dem *Faust* eine Herausforderung solcher Größenordnung in der Tat vermisste. Doch die zigtausend Seiten und Verse, die ich in den Jahren zuvor übersetzt habe, sollte man nicht unterschätzen: Wenn auch in der Regel unbewusst, sind sie eine Vorbereitung, eine Art Training auf *Faust* hin gewesen und haben mir nicht nur Erfahrung schlechthin eingebracht, sondern auch das Gefühl für den jeweiligen Text geschärft. Den *Faust* in der Tasche, bin ich praktisch mein ganzes Leben lang durch Hoffnung und Verzweiflung, durch Freud und Leid marschiert. Im November 1989 war die elfte bulgarische *Faust*-Übersetzung fertig. Am nächsten Tag fiel in Berlin die Mauer.

## Cyberspaß im Cyberspace

### Shareware: Weichware zum Schnäppchenpreis

Man kann natürlich auch die den PC-Magazinen beige-pappten Silberscheiben sammeln. Wer aber gezielt Nützliches sucht (etwa statt MB-Protzern Mini-Programme, die fast oder ganz genau so viel können) sollte hier reinschauen:

Aktuelle Updates und Software-Infos für Apple-User:  
<http://asu.info.apple.com>

Spiele, Lernsoftware, Multimedia und sogar da und dort Vernünftiges – einiges davon auch für Apple-Menschen:  
<http://download.cnet.com>

Ein riesiges Shareware-Kaufhaus mit über 250.000 Angeboten: <http://shareware.cnet.com>

Hier sind alle Angebote versammelt, die freien, die anteilpflichtigen und die Vollprogramme:  
<http://www.tucows.com>

Ebenso, diesmal innerhalb einer Suchmaschine:  
[http://www.lycos.de/dir/Computer\\_und\\_Internet/Freeware\\_und\\_Shareware%2DArchive](http://www.lycos.de/dir/Computer_und_Internet/Freeware_und_Shareware%2DArchive)

Shareware heißt: erst ausprobieren und dann dem Anbieter den geforderten Anteilspreis überweisen. Dafür bekommt man meist einen »key«, der vollen Zugang zu allen Eigenschaften des Programms ermöglicht. Verwendet man das Programm ohne Registrierung, verhält man sich unfair <ausgerechnet wir Urheberrecht-Produzierer sollten dies tun?!> und riskiert obendrein, dass beim Weiterleiten der Dateien ein entsprechender Hinweis beige-schmuggelt wird.

Im Gegensatz zu Shareware ist Freeware »eine Kunst ganz umsonst«. Über 700 ausgesuchte kostenlose Programme gibt es zum Download zum Beispiel bei:  
<http://www.freeware.de>

### Was treibe(r)n Sie denn so?

Neuer Drucker an alte Kiste – oder umgekehrt? Alle Geräte exakt so installiert, wie's im Handbuch steht, und trotzdem läuft nix? Die Verständigung zwischen dem PC und den ihm eingeweideten oder angeschlossenen Geräten erfolgt über »Treiber«-Dateien. Vielleicht hilft der richtige Treiber dem Rechner wieder auf die Sprünge? Die Treiber gibt es nicht nur auf der CD im Beipack und auf der Firmen-Homepage im Netz, sondern u.a. auch hier:

<http://www.driver.de>  
<http://www.mediamarkt.at>  
<http://www.treiber-shop.de>

### 150 Häppchen Computer-Hilfe

In über 150 Folgen hat Frank Flegel einen Computerkurs für Einsteiger gestaltet und ins Netz gestellt. Auf der Startseite gibt es einen Index, der auch direkt zum gewünschten Thema führt.  
[http://www.frank-flegel.de/kurs/\\_kurs.hthm](http://www.frank-flegel.de/kurs/_kurs.hthm)

### Immer noch keine Gratis-Adresse im Netz?

Immer mehr Anbieter schenken uns (für den bescheidenen Verzicht aufs Privatleben) eine oder sogar mehrere Adressen zum Emailieren. Das tun sie, weil sie aus unserem Datenverkehr Wissenswertes über unser Denken und Tun analysieren und vermarkten – und uns hin und wieder mit einer Werbebotschaft erfreuen wollen. Wer sich an derlei nicht stößt, sollte zugreifen. Ein Beispiel: MSN Hotmail von Microsoft. Den Account kann man von jedem Internet-PC der Welt aus abrufen und nutzen. Hat man bereits eine oder mehrere E-Mail-Adressen, kann man diese auf den Hotmail-Account umrouten, also dort zusammenfassen. Ein persönlicher Kalender und ein Adressbuch sind ebenfalls immer »bei der Hand«. Wie geht's: <http://www.hotmail.de> oder <http://www.hotmail.at> (usw.) anwählen, einloggen, Formular ausfüllen, Passwort wählen – fertig.

... was da noch war: Tips zum Bach-Jahr, e-Kammerdiener udgl.

JSB Digital  
 IBM-Projekt: <http://www.bachdigital.org>

JSB im Web – Kleine Auswahl  
 Bach Central Station (viele Links):  
<http://www.jsbach.net/bcs/>

Bach Homepage (viele Links):  
<http://www.jsbach.org/>

Bach Webguide (Links und Musik):  
<http://www.icast.com/music/1,1525,240-82-368,00.html>

Biografie (Englisch):  
<http://www.islandnet.com/~arton/bqxjsbach.html>

Englische Biografie mit integrierten Musikbeispielen (RealAudio): <http://www.johann-sebastian-bach.org/>

Bach zum Runterladen (Midi und MP3):  
<http://home.uchicago.edu/~mao2/bach.html>

Orgelmusik komplett im MP3-Format (noch Baustelle):  
<http://www.johann-sebastian-bach.org/>

Kammerdiener kostenlos:  
 Der private Kalender im Netz (und automatische Termin-Erinnerung per e-mail bzw. als SMS ans Handy), Datenimport und -export aus MS Outlook, 20 MB Gratis-Webpace:  
<http://www.webpim.at>

Wer weitere Lesezeichen/Bookmarks/Favoriten sucht, kann ja mal folgendes eintippen:  
<http://eunet.at/members/harranth/tippkombi.rtf>

Applaus, Tadel und Sachdienliches bitte an:  
[harranth@eunet.at](mailto:harranth@eunet.at)

*Wolf Harranth*

## Nachruf

In Berlin verstarb der Slawist Hartmut Herboth, einer der großen Vermittler zweier slawischer Literaturen in Deutschland, in erster Linie der bulgarischen, in geringerem Maße der russischen. Daß sein Name hierzulande nur einem verhältnismäßig kleinen Kreis von Kennern bekannt war, ist nicht allein dem Umstand zuzuschreiben, daß Übersetzer zumeist im Schatten der von ihnen übersetzten Werke bleiben, selbst wenn sie, wie in diesem Fall, Pioniere bei der Erschließung einer früher in Deutschland so gut wie unbekanntem Literatur sind, als vielmehr der ihm eigenen Zurückhaltung und der von der Sorge um die persönliche Integrität getragenen Scheu vor allem öffentlichen Gewese in der ehemaligen

DDR. Ein charakteristisches Detail aus seiner Biographie mag diesen seinen Wesenszug verdeutlichen: Als 1961 die Berliner Mauer gebaut wurde, verließ er den Ostberliner Verlag Rütten & Loening, in dem er bis dahin als Lektor tätig gewesen war, um nicht in die sogenannten Betriebskampfgruppen gezwungen zu werden, und verdiente sich sein Brot fürderhin unter nicht immer einfachen Bedingungen als freischaffender Übersetzer und Herausgeber.

1927 im thüringischen Mühlhausen geboren, wurde Hartmut Herboth von der Schulbank weg mit sechzehn Jahren als Flakhelfer eingezogen und erlebte das Kriegsende am Rhein in amerikanischer Gefangenschaft. In Jena und Berlin studierte er Slawistik. 1954 wurde er vom Verlag Rütten & Loening auf ein Jahr nach Bulgarien geschickt, um sich mit der Sprache und Kultur dieses Landes vertraut zu machen. Es war gewissermaßen die positive Seite der deutschen Teilung, daß man sich in Ostdeutschland auf die Kulturen der Länder des Ostblocks zu konzentrieren hatte, was, im nachhinein betrachtet, eine Erweiterung des deutschen Blickfeldes bedeutete, läßt man einmal die von der politischen Konjunktur diktierte Beschäftigung mit der reinen Propagandaliteratur beiseite. Wer Bulgarien, wer das geistige Antlitz des bulgarischen Volkes kennenlernen will, kommt nicht umhin, nach den von Hartmut Herboth herausgegebenen und übersetzten Büchern zu greifen. Allein die Aufzählung der von Herboth übersetzten bulgarischen Autoren würde eine ansehnliche Liste ergeben. Dazu kommen zahlreiche russische Autoren wie Tschechow, Dostojewski, Leskow u.a. Anlässlich des knapp drei Jahre zurückliegenden siebzigsten Geburtstages Hartmut Herboths gab die Sofioter Germanistikprofessorin Nadeshda Dakova, eine Schülerin Hans Mayers, eine treffende Charakteristik des im fremden mehr als im eigenen Land geltenden – nun, sagen wir nicht Propheten, sondern kundigen und begeisterten Entdeckers literarischer Kostbarkeiten eines Landes, das für manchen immer noch eine terra incognita ist. Bei der bulgarischen Gemanistin liest sich das so: »Ich kenne dieses leise, skeptische Lächeln, aber auch den hellen, freundlichen Blick, der, einer tiefen Trauer trotzend, sein Gesicht immer wieder schön macht. Sein Lächeln weiß, daß es für uns Menschen keinen metaphysischen Trost gibt. Der warme Blick aber ist das Zeichen für ein ›Trotzdem‹, für die Bejahung allen Lebens, ja für Lebenslust. Seine Familie, seine Freunde brauchen ihn. Das geistige Bulgarien möchte auf ihn nicht verzichten!«

Diesen Verzicht erzwang am 14. Juli der nach langwierigem, schwerem Leiden eingetretene Tod.

*Norbert Randow*

**Übersetzen** (ehemals »Der Übersetzer«) erscheint vierteljährlich.

Einzelpreis DM 10.-, Jahresabo DM 28.- zzgl. Versandkosten.

Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. (VdÜ) in Zusammenarbeit mit der Bundessparte Übersetzer des VS in der IG Medien, Friedrichstraße 15, 70174 Stuttgart.

Bankverbindung: BfG-Bank AG Stuttgart, Konto-Nr. 1084720200, BLZ 60010111.

Redaktion: Kathrin Razum, Hans-Thoma-Str. 5, 69121 Heidelberg (verantwortlich);

Marion Sattler Charnitzky, Steffanstr. 22, 68623 Lampertheim (Abonnements); Regina Peeters.

Layout: Christoph Morlok. Druck: Druckerei Deringer, Worms.

Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe.